

Zeitschrift: Freidenker [1908-1914]
Herausgeber: Deutsch-Schweizerischer Freidenkerbund
Band: 2 (1909)
Heft: 9

Artikel: Paul
Autor: Clemenceau, Georges
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-406060>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

von den beiden anderen wohl der Berräter sei, der alles, was sie untereinander getan und gejedraben haben, obendrein noch aufgebaut, weiter tragen werde.

Was ist ihre Gedankenwelt? Der religiöse Glaube ist, wie bei allen Halbgliedern, nur in engem Rahmen entwickelet. Er hängt am Formelstiel, und es fehlt ihm jede Berinnerlichkeit. Das Weib ist dem spanischen Priester eine Feindin, die er fürchtet, oder höchstens das Instrument seiner Gelüste und das Mittel, zu Einfluss und Geld zu kommen. Das Familieneben erachtet ihn eine halbwegs unmoralischen Einrichtung, das Staatswesen ein feierliches Babel, das nur gegen Gott und die Kirche gehäuft ist. Die Politiker werden allenfalls noch als Machthaber eingehäuft, soweit sie ihren Einfluss zugunsten der Geistlichen verwenden können. Die ganze Welt ist etwas Reibefestes und Chaotisches und im Grunde Verderbtes. Die Kirche ist die Herrschaft, oder besser gesagt, der Papst allein ist es, die Zeuiten und die Bischöfe sind es. Der Fromme ist nichts und hat keinen anderen Zweck als Geld zu beschaffen. Die sozialpolitischen Anschauungen des spanischen Clerus laufen in die Worte zusammenfaßen: „Dem Volk etwas Brot und viel Brot, Glückliche und Unglückliche und unvermeidbare Nebel gibt es und muß es geben.“ Mit der Zeit sieht sich der intelligente Priester bald enttäuscht. Er liest, beobachtet und lernt, — auf Kosten seines Glaubens. In seinen Ideen vollzieht sich ein Wandel, aber er dient nur ihm allein. Er muß sich hüten, sein Interesse aufzudecken, denn im Priesteramt wird er keinen Freund finden, der ihn verstecken will.

Der spanische Clerus läßt sich einteilen in Männer des Glaubens, deren Zahl gering ist, die zumeist nicht stark im Geiste sind oder noch neu in ihrem Beruf. Ferner in Männer eines Zwölferglaubens, die zwar nicht gläubig sind, aber auch nicht vom Glauben lassen wollen. Der Absatz der Atrümmer ist in ihnen entzogen wach, und doch sind auch sie Atrümmer, die sich nur noch an eine vage Doctrin halten, die sie sich selbst gebildet haben. Man kann sie vor den Altar treten sehen, während sie nach dem Duft der letzten weiblichen Berührung an sich fragen. Noch in der Sakristei verleumden sie den Räisten, oder schmieden Radewälder. Aber um nichts in der Welt würden sie vor der Weise einen Schluß Waffer nehmen. — Zuletzt die Männer ohne Glauben. Das ist die Wehrhahl des hohen Clerus, von dem die einen Atheisten, die anderen bloße Skeptiker, die übrigen im besten Falle christliche Deisten sind. Diese frühstücken getrost vor der Weise und fassen ihren Beruf überhaupt lediglich als Erwerbsmittel auf.

Im geistlichen Stande ist das gemeinsame Leben und unverlaubter Umgang mit einer Frauensperson keine Seltenheit. Da es wird der als feindselig und tugendhaft geprägt, der mit einem Weibe alleine lebt und ihr die Treue hält und für die etwa aus dem Bunde hergehenden Kinder wenigstens als für angebliebte Neffen und Nichten sorgt. Solch moralischer Wandel ist nicht allgemein. Das Gewöhnliche ist das Verhältnis zum Venus der Straße, die Liebschaft mit dem schönen Weibchen, die Grobheit der Ehefrau, der liebenswürdigen Witwen und Witzen. Die Priestermord spielt sich in den Sakristeien ab und nichts Gegenteil. Kindsmord und Abtreibung sind an der Tagesordnung. Auch fehlt es sonst nicht an widernatürlichen Borkommunien. Vor sieben Jahren wurde in der Diözese Jaen ein Geistlicher zum Tode verurteilt und hingerichtet, weil er im Einvernehmen mit seiner Mutter, mit der er geschlechtliche Beziehungen unterhielt, seinen eigenen Vater ermordet hatte. Seitdem die Zeuiten und die Freiheit des der Herrschaft sind, hat auch der gleichgeschlechtliche Verkehr im Clerus erstaunlich an Verbreitung zugenommen und tritt fast mit derbster Eßfreitut zutage wie bei der Geistlichkeit.

Paul.

Von Georges Clemenceau.*)

Es war ein Bagabund, ein Missetäter, von fünf oder sechs Jahren, der da auf einem Gebäckhaufen schlief und des Verbrechens verdächtigt und überführt war, an unbekanntem Ort von unbekannten Eltern geboren zu sein. Es gibt Kinder, die in Privatvillen in den Champs Elysées zur Welt kommen. Sie haben da nur in Frieden zu leben. Der brave Schuhmann läßt seine Kinder mächen, Tag und Nacht gute Wacht über sie.

Andere erblicken das Licht der Welt in bürgerlichen Häusern, in Räden, auf Pachtgütern. Gegen sie ist nichts zu sagen.

Wie aber drängen sich ins Dasein in Dachkammern, in wackeligen Schuppen, in verdächtigen Verhüllungen, in Bürstwagen oder am Rande eines Grabens. Diese müssen im Auge behalten werden, da sie durchaus fähig sind, selbst, bevor sie das Alter der Vernunft erreicht haben, die Ruhe der anderen zu stören. Man sieht sie verwahrlost umherstreifen, unter die Räder geraten, in der Tiefe des Wasser, ihre letzte Zuflucht nehmen, immer auf der Suche nach dem, woran sie Mangel leiden und zu essen verlangend, sobald sie Hunger haben, was eine vom Gesetz unterlagerter Bettelschaft ist. Geraten sie in Lebensgefahr, so erhebt man den Anpruch, sie zu erretten. Doch wenn sie leben wollen? . . . Nicht weiter! Wie verwüstet ist doch das Geleb!

Unfähig, sich darin zurechtzufinden, und dunkel begreifend, daß eine höhere Gewalt gegen ihn sei, hatte unter zukünftiger Landstreicher beschlossen, sich auf einen Misthaufen idlos zu legen. Um ihn herum schmolz der Schnee, durchzögte seine zerfetzten Lumpen, entzog dem elenden, erfarrten Körper die geringe Spur von Wärme und bereitete allgemein die kümmerlichen Überreste ihmerselbst Lebens auf den großen Frieden der völligen Empfindungslosigkeit vor. Die Augen halb geschlossen, das Gesicht verkrümmt, die Lippen blauartig, die kleinen Hände blutig, schobt sich das Leben kaum erstickende Weise wieder vom Leben ab. Eine stumme Tragödie, an die Fußgänger gleichgültig vorüberhasteten.

Endes, die Polizei wachte. Die öffentliche Ordnung fordert, daß die, welche frieren, nach Herzenslust vom Hunde erschüttert werden, daß die, welche nichts zu essen haben, sich ohne Lärm in Hungerkrämpfen winden und daß diejenigen, welche willens sind, aus solchem Anlaß zu sterben, den Gläubigen dieser Welt nicht durch ihre letzten Zuckungen läßt fallen.

Das Gefängnis oder das Krankenhaus, der Demonastrischer des Hörsaals und das Leichenhausbauen bieten in Dringlichkeitsfällen ihre göttlichen Räume. Die Strafe weist das obdachlose Geschöpf zurück. Es ist verboten, daß seinen Lebensunterhalt zu erbetteln, verboten, da zu sterben.

Hom. Die Kirche drückt dem gegenüber ein Auge zu und zeigt sich viel faulmütiger gegen diese Verirrung, als wenn es sich einmal um eine nicht zu verheimlichende, allzu stanfähige Lebessäße zwischen einem Priester und einem Weib handelt.

Die Simonie ist das Mittel, um zu einer besseren Stellung zu gelangen. Von der Bischöfsmüze und dem Kardinalshut bis zu den niedrigsten Amtmännern ist alles zu kaufen. Sängt die Verleihung einer Prämie im einzelnen Falle von irgend einem Wettbewerb ab, so ist sie auf dem Wege der Beeinflussung durch Geld mehr vor dem Examen schon in festen Händen. Hat der kirchliche Obere die Stellung zu vergeben, so nimmt er dafür, was er kriegen kann, Geld, Dienste und Geschenke oder er nimmt auf Empfehlungen von seitens jüngerer Leute Rücksicht, denen er auf gleiche Weise zu Dank verpflichtet worden. Es ist so allgemeiner Brauch. Die Schlafzimmer der intimen Freindinnen der Minister und politischen Persönlichkeiten, die Vorzimmer der hohen Staatsbeamten, die Salons der Damen des Palastes, die Verhöreträume der Nonnenklöster, und die Runtiatur, — vor allem die Runtiatur, denn der Runtiatur befehlt auch eine stattliche Nebeneinnahme, indem er den Kandidaten für die Mitra und die hohen Kirchenposten seine Empfehlung in Rom verkaufte, — alle diese Stellen, sage ich, sind für die Zusammenfügung des geistlichen Personals von größter Bedeutung als die Amtsstuben der bishöflichen Paläste und des Kultusministeriums. Man weiß auch ungefähr den Tarif. Eine Erzbischöfsmüze kostet 100.000 Pejetas, eine Bischöfsmüze 50.000—60.000 Pejetas, ein Domherrnamt 10.000—25.000 Pejetas. Für einen Kardinalshut sind außerdem noch an den Bautan, 1000 gr. zu zahlen.

Leo XIII. bedachte eines Tages den Bischof von Urgel, Casanás, späteren Erzbischof von Barcelona, mit dem Kardinalshut. Den spanischen Staatsräthseln kostet also ein Geschenk nebenbei für die Lebenszeit des hochwürdigen Herrn mit 5000 Pejetas extra).

Als der neue Kardinal das Zeichen der Würde empfing, erhielt er auch gleichzeitig eine Rechnung von der römischen Kurie über den Betrag von 60.000 Franken.

In seinem Leben hatte er joviell nicht mehr einzunehmen gegeben. Er wandte sich an seinen Freund, den Bischof von Vich, Morgades, der ein reicher Mann war, und der sagte ihm:

— Lieber Freund, mit der Gabiger in Rom ist nicht zu sparen die 60.000 Franken müssen ohne Aufschub und Entschuldigung hingelegt werden.

— Aber wenn ich sie doch nicht habe?

— Der Papst nimmt an, daß Sie sie aus dem Teller Ihrer Erbade scheren werden.

— Unmöglich, ich habe bis jetzt mit vieler Müh und Not 9000 Franken erpart.

— Gut, wie werden ich Ihnen den Rest leihen, und sprechen wir nicht mehr davon.

Wie kann in einer Gesellschaft Moral und Nächstenliebe herrschen, wo die leitenden Stellen so, selbst mit der höchsten Nächstenliebe, umgeben? Wöhrend der dreißig Jahre Brieslerlaufbahn, die auf mir lasten, habe ich wohl mehr als zehntausend Geistliche kennen gelernt. Nur von vierzen kann ich sagen, daß sie wirklich feindselig, nichtscheitig und der Geboten der Kirche gehorSAM gelebt haben. Drei von ihnen waren die einfältigsten Menschen, und nur der vierte einigermaßen mach für gewöhnlich nach Stil und Orthographie den Eintritt, als sei er von einer Schennermagad geschrieben. Die Geistlichen und die Geistlichen wissen nicht viel mehr. Gern oft noch weniger. Der einzige Unterschied besteht in der größeren Geistlichkeit, mit der jeder religiöse Orden die wissenschaftlichen Leistungen seiner Mitglieder mit überlaufenen Trompetenstößen in die Welt posaunt.

Die goldene Regel.

Es kann nicht der Zweck eines kurzen Artikels sein, eine erschöpfende Uebersicht des obersten Moralprincipes zu bieten und auf die einzelnen Theorien näher einzugehen. Nur ganz kurz sei die christliche und die vulgäre Ausföhrung des ethischen Kardinalprincipes berührt. Die christliche Religion verlangt: „Du sollst Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst.“ Die christliche Gottheit befiehlt dem Menschen die Nächstenliebe in demselben Grade, in welchem der Mensch sich selbst liebt. Gezeigt erstreben sich nun im Allgemeinen auf den Umfang der menschlichen Handlungen, auf sein Tun und Lassen, nicht aber auf seine Gedanken und Gefühle. Man kann auch in der Tat keine Gefühle vorordnen. Aber auch schon das Gebeten selbst ist bedeutlich. Ist es der menschlichen Art entsprechend, daß der Einzelne jeden andern liebt wie sich selbst, dann wird auch das ganze Menschenleben sich dementsprechend gestalten, die Sittlichkeit wird von selbst auf dieser Grundlage ruhen und wenn ein Mensch seinen Nächsten überhaupt nicht oder nicht in dem angeborenen Grade liebt, so wird das eine Ausnahme sein. Eines göttlichen Geistes bedürfte es aber in diesem Falle nicht. Daselbst wäre überflüssig. Nun besteht unter den Menschen in Wirklichkeit eine sehr geringe gegenseitige Vereinigung, wie die Kriege befesten und das ganze soziale Leben zeigt. Es fragt sich also, ob es überhaupt dem Weise des Menschen entspricht, daß jeder Einzelne seinen Nächsten wie sich selbst lieben kann, ob das oberste christliche Sittengebot nicht eine Unmöglichkeit fordert. Lieben ist ein recht unbestimmter Begriff und ungefähr gleichbedeutend mit Begehrn oder individueller Vereinigung. Von Selbstlosigkeit steht in der Liebe nicht viel, es sei denn, daß man eine Art von Vernunftliebe annimmt, welche aber keine Bedeutung hat, weil sie eben eine bloße Annahme ist. Noch bedenklicher aber ist die Gradebestimmung: die Nächstenliebe soll so groß sein wie die Eigenliebe. In Wirklichkeit ist aber die Liebe zum Nächsten um so geringer, je größer die Eigenliebe ist, und keine Macht der Welt wird einen habgierigen, geldgierigen Menschen in's Geenteil umfehn. Die „Eigenliebe“ ist aber so bedenklicher Art, daß sie direkt schädlich wirkt. Die Selbstliebe kann sich in einer Reizung zum Lustern äußern und selbst das Leben des Einzelnen gefährden. Soll er nun einen Nächsten in so bedeutsamer Weise lieben wie sich selbst? Das wohl kaum. Der christliche Satz von der Nächstenliebe gilt also nur mit einer bedeutenden Einschränkung und hat tatsächlich keine praktische Bedeutung. Auch der Unstand, daß ein Gott das Gebot erläßt, ein Gott, welcher die Befolgung des Gebotes belohnt, die Verleugnung deselben bestrafft, hat keine Wirkung gewährt. Denn der göttliche Sohn wie die göttliche Strafe gehen zu ihrer Vollendung ein Zeivets voraus und es ist nicht Federmanns Sache, sich viel mit diesem Zeivets abzugeben. Das Zeivets und seine ethische Bedeutung für die Menschheit hätte vor der betreffenden Gottheit in einwandfreier Weise glaubhaft genug werden sollen, während es in Wirklichkeit nicht einmal in das Bereich der Möglichkeiten zu ziehen ist. Aber abgesehen von dieser christlichen Norm ist auch die vulgäre Ausföhrung des ethischen Grundgesetzes wenig geeignet, daß sittliche Bewußtheit zu haben, den Menschen zu veredeln. Sie jedem anderen, was Du willst, daß er Dir tun soll“ lautet die geläufigste Formel. Nun gibt es sehr bedürftige Menschen, welche von ihrem Mitmenschen nicht viel mehr wollen, als daß er sie in Ruhe läßt. Solche Menschen würden nach obiger Regel kaum große Verpflichtungen haben, während sehr anpruchsvolle NATUREN einen Maß von Verpflichtungen bejahen, welchen sie kaum jemals würden entsprechen können. Auch wird das, was man von andern erwünscht, nicht ausnahmslos gut und sittlich sein. Die

Der nichtsnußige Galgenstrick fand wie uns zum Sohn, einen Ausweg zwischen Leben und Sterben; er schließt. Gabe ich nicht gelagt, daß die Polizei wachte?

Schon zweimal war die Wache an der dunklen Mauer vorübergekommen, ohne den Verbrecher auf frischer Tat des Schlafens zu ertappen. Wiederum erschallt der gleichmäßige Trittschritt, die beiden Schuhleute kommen näher heran, ihre Augen spärlich scharf umher; da stürmt plötzlich aus dem dunklen Winkel ein abjächtlicher, form- und farbloser Pudel hervor, bellt, holt wie in höchster Not und zerrt die beiden Polizisten bis zu dem kleinen Lumpen, unter dem das kleine, lebende Wesen dem Bordanzen des Todes seinen leichten Widerstand leistet.

Der Pudel ist der Freund des Bagabunden. In das Kind geschnürt, hatte der Hund ihm von seiner Wärme abgegeben, ihm das düstere, erfrorene Gesicht geleckt und schließlich die tödliche, immer höher steigende Kälte gepflegt, die nahe daran war, das Leben zu überwinden. Dies war der Anlaß seines Windeins und seiner Freude, als er Hilfe nahm. Ich. Schon hatten sich die beiden Männer des kleinen bemächtigt, schütteten ihn, rieben ihn, erweichten ihn mit gutgemeinten Stößen und am Ende stellten sie ihn, zwar noch schwankend, wieder auf seine Beine.

„Was macht Du da, kleiner Unglückszweig?“

„Aber wo antworte doch. Wie heißt Du?“

Durch die laute, brummige Stimme und den begleitenden Stöh erschrickt, bricht der kleine Herumtreiber in Tränen aus. Der Pudel springt an ihm empor, reißt ihm das Gesicht mit seiner Schnauze, und das Kind ist getrostet.

Das Verhör wird wieder aufgenommen.

„Was ist Dein Vater?“

„Weiß nicht.“

„Was ist Deine Mutter?“

„Hört.“

„Bohin ist sie gegangen?“

„Weiß nicht.“

„Wie heißt Du?“

„Paul.“

„Paul . . . und weiter . . . ?“

„Paul.“

Unmöglich etwas anderes herauszubekommen.

„Paul, Du frierst, komm mit uns, um Dich zu wärmen.“

Paul will gern. Er faßt die ihm entgegengestreckte Hand und ruft ernsthaft seiner Freund, den Pudel: „Paul.“

„Paul,“ meint der Mann, „wer von euch beiden heißt Paul? Du oder Dein Hund? Wie heißt Du?“

„Paul.“

„Und Dein Hund?“

„Paul.“

Ein merkwürdiger Fall, ein einziger Name für zwei Geschwister. Eine Freundschaft inniger zu verbinden, wäre nicht möglich. Kind und Hund gemeinsam sind: Paul; getrennt sind sie nur die Hälften eines Namens. Die berühmtesten Freundschaften des Altertums bieten uns kein Bei-

spiel einer so vollkommenen Vereinigung. Ein kleiner Bettler und ein Hund mühten, den Dioßuren gleich, eine den Göttern, selbst unbekannte Vollkommenheit erreichen.

Uebrigens ist der Hund, der jetzt um den zweiten Paul herumspingt, ein sonderbares Geschöpf. Stahl, räudig, rot-schwarz, schmutzig und stinkend, hat er große, braune, von grenzenloser Zärtlichkeit überfließende Augen auf seine menschliche Hälften, und dieser andere kleine Schmutzfünf liegt in ein schönes Lädeln alle Liebe, die ihn für seinen Freund erfüllt. Verhüllter zwei Seelen sich jemals untriger?

Wit den Hunden verhält es sich wie mit den Kindern; sie haben ihr Schätzchen. Die einen kommen in japanischen, denigierten Pudelchen zur Welt, um mit Bändern gekrönt, zierlich herausgeputzt und mit Biskuits gefüttert zu werden. Andere, Zags-, Hof- oder Haushunde nehmen ihren Anteil an unseren Besitzungen, unseren Mühen und unseren Vergnügungen. Außerdem gibt es welche die, einer Zufallsförmung ihr Dasein verdankt, auf der Straße zur Welt kommen und ziellos herumstreifen, bis sie in die Schnüre des Hundefängers geraten.

Männer, Frauen, Kinder oder Hunde, alles, was vagabundiert, muß gefängig eingezogen werden. Man muß Eigentümer oder Mietier sein, so will es das Geist. Aus Ermattung läßt der Mensch sich festnehmen. Der Hund, der flügert ist, hat sein Vergnügen daran, die Falletride zu wittern. Nur weil unser Pudel Hilfe für seinen Freund braucht, läßt er die Polizei an sich heran kommen.

Wie diese zwei Wesen sich begegnen, sich kennen und lieben gelernt, wird man nie erfahren. Leidenschaften ziehen sich an, helfen einander, erleichtern sich gegenseitig ihr Los; das Geist der beiden war ohne Zweifel das gleiche.

Ob gemeinsam oder getrennt, ihr Leben trug den Stempel der Eltern bis zu dem Tage, an dem sie ihrer beider Elend zu dem Glück einer Freundschaft vereinigten.

Rut eines steht unverrückbar fest, sie lieben sich und wollen sich nicht trennen. In dem Verwüstsein, den kleinen Mann gerettet zu haben, springt jetzt der Hund mit freudigem Gebell umher. Da er die beiden Blauen zärtlich gegen jenen Bruder sieht, läßt der Pudel sie und füht ein schönes Zutrauen zu der bis her verabscheut Uniform. Hüttet auch vor vorsiligen Urteilen, brave Geschöpfe, die von Menschen und Hunderechten frei Gebrauch zu machen dachten, indem ihr zwei auch zu nur einem verbanden.

Rut zur Wache. Der Raum erscheint behaglich, infolge eines Dienstes, der eine wohltuende Wärme austräumt. Kind und Hund lassen Zutrauen. Nachdem der Polizeiwachtmeister den Bericht seiner Leute entgegenommen hat, muß er den zweieiniger Herumtreiber ausfragen, da die Mysterien artifizieller Laute dem Wirtshaus unbekannt sind. Die gleichen Kräfte wie zuvor, die gleichen Antworten. Nicht mehr und nicht weniger. Sie beide zusammen sind ein Paul, das ist alles. Der Wachtmeister kratzt sich hinter dem Ohr, dießer Fall ist von der Wachtmeister nicht vorzugeben. Es gibt nur den Ausweg, das Kind zu behalten und den Hund forzuzügen. Hinzu mit dem eifelhaften